

B.Z. Kolumne

25. August 2022

Bischof Dr. Christian Stäblein

Ein halbes Jahr und ein Tag. Solange hält jetzt schon der Krieg in der Ukraine an. Gestern haben wir an den Überfall Russlands auf das Nachbarland am 24. Februar erinnert. Es ist auch ein Erinnern gegen die Gewöhnung. Wir dürfen uns an diesen Angriffskrieg Putins und all die damit für die Menschen in der Ukraine verbundenen Schrecken nicht gewöhnen. Ich denke in diesen Tagen, in denen wir den Schulbeginn begehen, besonders an die Kinder in der Ukraine.

Sechs Monate und ein Tag. Was können wir tun? Was sollen wir tun? Was müssen wir tun? Ich beginne mit der Frage nach dem Müssen. Unbedingtes an der Seite der Ukraine Stehen ist die erste Aufgabe. Dazu gehört natürlich auch, für die da zu sein, die auf der Flucht sind, die zu uns gekommen sind. Dass wir bei dieser Hilfe einen langen Atem brauchen, haben wir früh gesagt. Jetzt ist es so. Es ist ein Muss.

Was sollen wir tun? Die Herausforderungen, die sich uns stellen – Energiewirtschaft, Einsparungen – gerecht angehen. Kluge Tipps zum Wassersparen von Besserverdienenden für die, die um ihre Existenz ringen, sind absolut verzichtbar. Stärkere Schultern sollen und werden mehr zu tragen haben in Herbst und Winter, das sollten wir ehrlich aussprechen und gut vorbereiten.

Was können wir tun? Seit sechs Monaten und einem Tag gibt es in unseren Kirchen in dieser Stadt und im Land zahlreiche, mancherorts, wie in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, tägliche Friedensgebete. Wir können beten. Täglich Gott und uns erinnern: Das Leid muss ein Ende haben. Gebete erscheinen vielen wirkungslos. Ich denke: im Gegenteil! Gebete spüren, sprechen und bezeugen eine andere Welt: Gottes Frieden, der werden soll.

Was würde Jesus tun – heißt diese Kolumne. Ich glaube, für die Geschundenen und Leidenden eintreten, bei ihnen sein. Und nicht aufhören mit Gott zu sprechen. Ihn erinnern. Ich glaube, er tut genau das.